



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Der Mensch in der Berufsarbeit

Blume, Wilhelm

Bad Homburg v.d.H., 1957

Dritter Teil Der Mensch und die Stätten seiner Arbeit

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-93949)

Dritter Teil

Der Mensch und die Stätten seiner Arbeit

Der Garten — unser schönstes Zimmer

Der Neubau als Gemeinschaftsarbeit

Die Arbeitsstätten des Dachdeckers

Ein Gang durch den Fruchthof Berlins

Was ist's, was war's?

Im Büro des Eisenbahnbetriebsamts („25 + 12 — durch!“)

Schrauben, nichts als Schrauben

Im Stahlwerk von Cleveland (Staat Ohio)

Urgewalten im Stau- und Elektrizitätswerk

Der Marsch der Dämmerungsmänner

Nordsee bei Sturm



*Besinnliches aus der Ansprache von Elly Heuss-Knapp
zur Eröffnung der Bundesgartenschau in Hannover 1951*

Das ist nun nicht einfach für mich, als Laie hier vor so vielen Kennern und Könnern der Gartenkunst ein Wort zu reden.

Ich habe in den letzten Tagen, die uns den Frühling bescherten, über manches nachgedacht, und da ist mir klar geworden, daß eigentlich der Garten nichts

weiter bedeutet als den schönen Traum vom Allerreinsten, Allerfeinsten und Alleredelsten, was es gibt, im Grunde der Traum vom Paradies. Die Erinnerung daran steckt immer noch im Garten, da die Blumen unschuldig sind, da die Rosen wachsen und blühen, nur um schön zu sein, freilich auch, um bald zu welken, aber in der Gewißheit eines neuen Frühlings.

Ich weiß nun genau, daß man auch mit ganz anderen Augen den Garten ansehen kann; man kann etwa von den Schädlingen sprechen, die jede Schönheit zerstören wollen, oder von den vielen Enttäuschungen, die trotz aller Mühe und Sorgfalt durch Witterung oder durch die Ungunst der Bodenverhältnisse die Arbeit des Gärtners bedrohen. Aber trotzdem bleibt es wahr, daß jeder, der durch einen Garten geht, und zwar nicht nur durch seinen eigenen, doch die Vorstellung hat, daß alles für ihn blüht, zu seiner Freude da ist . . .

Wie freut man sich an der Mannigfaltigkeit der Schattierungen und Formen innerhalb der einzelnen Arten! Ich denke dabei etwa an die Dahlien. Und das ist das Schönste daran, daß nicht nur in den großen Gärtnereien der Besitzenden oder den Parks die vielen, vielen Spielarten blühen, sondern auch draußen bei den Menschen, die sich mit viel Schweiß ein Siedlungshaus oder ein kleines Eigenhaus gebaut haben. Fast jedes Bahnwärterhaus gibt Zeugnis davon. Da steht der Phlox in einer früher unerreichten Größe und Form, da steht der Rittersporn, der nicht mehr vom Winde umgeknickt wird, da gibt es nun die Iris, die in dieser Ausstellung, wie ich im Katalog gelesen habe, in 700 Exemplaren vertreten ist.

Das hat mir fabelhaft imponiert! Nicht minder, daß die Stauden jetzt überall eingeführt sind, die in meiner Kindheit nur in Bauerngärten Hausrecht hatten.

Aber der größte Unterschied in den letzten Jahrzehnten scheint mir der zu sein, daß der Garten an das Haus herangewachsen ist, sozusagen, daß er ein Stück des Hauses selbst ist, bewohnbar in einem neuen Sinn des Wortes: nicht wie bei unseren Großvätern, daß man herausgehen muß vor die Wälle der Stadt und draußen einen Garten hat, sondern aus dem Wohnzimmer heraus den Garten betritt. Dann erst wird er, was er werden kann: *Das schönste Zimmer*, mit dem Himmel, den Vögeln und den Sternen über sich. Und das ist möglich, auch im kleinsten Behelfsheim und Siedlerhaus . . .

Das sind einige Gedankenfäden, die wir hier bei dieser schönen Gelegenheit gemeinsam spinnen wollen. Sie können, verehrte Anwesende, nichts von mir lernen; das habe ich nie geglaubt — wer bin ich, daß ich mir das zutrauen sollte! Sie können nichts weiter tun, als mit mir ein wenig sinnieren, nachdenken, ein wenig sich daran erinnern: was wäre die Erde ohne unsere Gärten!



Der Neubau als Gemeinschaftsarbeit

Lesen wir, was KARL SCHEFFLER, der das Malerhandwerk erlernt hat und später einer unserer angesehensten Kunstschriftsteller geworden ist, in seinen Jugenderinnerungen darüber bekennt:



Das Schönste in meiner Malerzeit war immer die *Arbeit in einem Neubau*. Freilich, wenn wir Maler anrückten, waren Decken und Wände geputzt, der Maurerpolier, der bisher das Zepter geführt hatte, war kaum noch anwesend; der Ofensetzer war schon dabei, die Kachelöfen aufzurichten.

Das erste für uns war, die Decken im obersten Stockwerk mit Leimfarbe zu streichen. Die Gerüste wurden von Zimmer zu Zimmer getragen, und in dem Maße, wie die Arbeit fortschritt, wie sie — namentlich in Villen — von den Dachräumen zu den Schlafzimmern im ersten Stock und von dort zu den Gesellschaftsräumen des Erdgeschosses hinabstieg, wurde sie interessanter. Die Tapetenproben wurden kostbarer; sie haben mich immer besonders gefesselt, deshalb habe ich wohl auch in meinen ersten Schriftstellerjahren mich als Tapetenzeichner über Wasser gehalten; auch die Decken waren im Erdgeschoß reicher zu verzieren, und an die Stelle der Leimfarbe trat die Ölfarbe.

War der *Töpfer* irgendwo fertig, gleich waren wir mit unseren Leitern und Brettern da. Der Fußboden war noch nicht gelegt; zwischen den Tragebalken war die Schüttung gestreut. An den Wänden arbeiteten die *Elektrotechniker*; sie waren dabei, die Leitungen zu legen und die vielen buntumspinnenen Drähte zu entwirren. Fenster und Türen fehlten noch, und der Blick schweifte durch die leeren Fensterhöhlen ins Freie über die Gärten. Wenn wir mit den Decken fertig waren, erschien prompt der *Tischler*, um die Fensterrahmen einzusetzen und die Türen einzupassen. Dann erschien der *Glaser*; er legte die Fenster über zwei Böcke, schnitt die Scheiben nach Maß, füllte die Fugen mit weichem Kitt und fuhr glättend mit einem stumpfen Messer hinauf und herab. Dann legte der *Zimmermann* den Fußboden. Sein Nageln schallte durch das ganze Haus. War er fertig, mußte der Fußboden gleich geölt werden, weil Tritte und Schrammen in dem weichen Holze sonst dunkle Stellen zurückgelassen hätten. Die Nagellöcher wurden erst nachher gekittet, da der Kitt im ungeölten Holze nicht haftet. Nun wurden auch die bereits grundierten

Fenster und Türen zum ersten Mal ordentlich gestrichen. Der endgültige Anstrich aber unterblieb noch, weil vorher der *Tapezierer* die Wände mit Tapeten bekleben mußte. Er kam mit Böcken und Brettern, mit Kleister-eimern und Bürstenpinseln. Hatte er den Raum verlassen, erschien der *Anschlüger*. Er brachte die Drücker an den Fenstern und die Schlösser an den Türen an und vollführte einen Teufelslärm mit seinem Hämmern und Feilen. Dann waren w i r wieder dran, den letzten Anstrich zu geben.

Es war etwas Wunderbares, immer von einer Arbeit umgeben zu sein, die zu einem Ganzen führte. Der Bau erschien mit allen seinen Gesichtern, Geräuschen und Gerüchen wie eine kleine Welt für sich. Dieser Eindruck ist so stark gewesen, daß heute jedesmal ein Stück meiner Jugend zum Greifen nahe vor mir steht, wenn ich irgendwo an einem Neubau vorübergehe und der feuchte Kalkgeruch mir entgegenschlägt. Wie von selbst kommen die Erinnerungen! Da stehe ich wieder auf schwankenden Gerüstbrettern im Treppenhaus, atme den Leimgeruch der feuchten Farbe ein und sehe versonnen auf eine Blau-meise, die sich auf dem Fenstersims niedergelassen hat. Überall im Bau sind Stimmen, die Maler singen, die Zimmerer pfeifen; mit hellem Ping-ping dringt durch alle Geräusche der Ton, der entsteht, wenn der Ofensetzer die Ränder der Kacheln beklopft.

Der Bau ist wie ein Lebewesen, der im Verlauf der stetigen Tagesarbeit Zelle auf Zelle ansetzt und seiner endgültigen Form still entgegenwächst.

Wichtig ist, daß die Arbeit unaufhaltsam getan wird, daß jeder sie einem andern aus der Hand nimmt und in die Hand weitergibt, daß die Gestalten der Handwerker da sind, mit ihrem Handwerkszeug klappernd, singend, redend, zankend, scherzend, alle in dem ihnen eigentümlichen Arbeitskleid, ohne viel Kommando und Zwang, wie *eine Republik im Kleinen*.

Die Arbeitsstätten des Dachdeckers

Noch immer liegt die *Arbeitsstätte* des Dachdeckers *in luftiger Höhe*. Was der Maurer erbaute, was der Zimmermann mit dem Dachstuhl versah, der Dach-decker deckt es. „Regendicht“ und „wetterbeständig“ sind die Hauptforderungen, die an sein Werk gestellt werden. So sicher wie die gewöhnlichen Menschen auf der Straße bewegt er sich in der Höhe und deckt die „Gebinde“ auf die Dachfläche, den First hoch oben und die Traufe unten, die Grate und die Kehlen ein. In den Gegenden des Landes, in denen es viel Schiefer gibt, verkleidet er auch die Seitenmauern der Häuser mit diesen fast unverwüstlichen grauen Platten. Daneben arbeitet er bei ungünstiger Witterung in der *Werkstatt*. Denn auch eine solche gehört zu jedem rechten Dachdecker, wenn sie auch nicht das räumliche Ausmaß etwa einer Schlosserwerkstatt besitzt und keine Maschinen aufweist. Eher einem Vorratsschuppen gleicht sie. Heute

an einem trüben Wintertag, an dem wir in die Werkstatt treten, steht der jüngste Lehrling an einem Hauklotz und versucht sich unter Anleitung eines Gesellen in der Herstellung der Splisse. Von frischem Kiefern- und Tannenholz, das in einer Länge von etwa 30 cm und einer Breite von 5 cm zugesägt worden ist, müssen dünne, etwa 2 cm dicke Plättchen abgetrennt werden. Sie dienen als Unterlagen unter die Längs- oder Stoßfugen der Ziegel bei dem einfachsten Dach, dem Splißdach, das der Meister für einen Schuppen in Auftrag genommen hat.

Draußen auf dem Hof liegen, säuberlich geordnet, die verschiedensten Ziegelarten; auch Schieferplatten sehen wir, ebenso Kunstdachsteine aus Zement sowie den künstlichen Schiefer, den Asbest-Zement-Schiefer, das allbekannte „Eternit“.

Wir treten an die Stapel heran. Da ist zunächst der gleich dem Mauerstein aus Ton gebrannte Dachziegel. Wie vielfältig kann er doch ausgeführt sein! Einen schweren, runden, sich nach dem einen Ende verjüngenden Ziegel nehmen wir in die Hand. Der Meister hat einen kleinen Posten dieser Mönch-Nonnenziegel erst in letzter Zeit zur Reparatur des alten Klosterdaches kommen lassen. Es ist eine sehr alte, sehr solide Form der Ziegel, aber welch' wundervolles Bild ergeben die mit ihnen eingedeckten Dächer! Viele alte Rathäuser, Kirchen und Wachttürme träumen noch heute sturm- und regensicher unter einem Dach aus diesen Ziegeln, die durch ihre gerade, von oben nach unten verlaufende Linienführung ebenso schön wie für den schnellen Ablauf des Regens praktisch sind. Daneben liegen auf dem *Lagerplatz* bescheiden in ihrer schmalen Gradheit die gewöhnlichen Flachziegel, die auch Biberschwänze genannt werden. Unsere Zeit, die auf die sparsamste Verwendung des Materials bedacht sein muß, verarbeitet sie am häufigsten. Werden diese Ziegel unter Verwendung der oben erwähnten Splisse einfach übereinandergedeckt, so nennt man dies ein Splißdach. Überdecken sich mehrere Ziegel (es wächst dadurch die Regensicherheit), so spricht der Fachmann von einem Doppeldach. Finden sich aber, wie häufig auf den alten Bürgerhäusern in unseren Städten, je zwei Ziegel auf einer Dachlatte übereinandergelegt, so hat man das Ritter- oder Kronendach vor sich.

Auf einem anderen Haufen sind die Pfannen gestapelt. Sie haben zumeist einen S-förmigen Querschnitt. Daneben liegen die modernen Falzziegel, die entweder nur an den Seiten oder auch am Kopf Falze haben und nach der Eindeckung ineinandergreifen. Auf Regalen finden wir besondere Formsteine für die Kehlen und auch verzierte Firststeine mit Mäulern und allerlei Schnörkeleien, die, aus der Mode gekommen, nun auf dem Lager verstauben.

Auf der anderen Seite sehen wir Schiefer. Große, regelmäßige Platten liegen dort aufgestapelt. Der Meister hat sie aus dem Schieferbruch kommen lassen, um ein altdeutsches Schieferdach eindecken zu können. Dieses Dach wird als das schönste unter den Dächern angesprochen. Die Steine für diese Deckart werden erst an Ort und Stelle aus den großen Schieferplatten auf der Hau-

bank mit dem Schieferhammer zugeschlagen. Es ist nicht ganz einfach, ein altdeutsches Schieferdach richtig und schön einzudecken, und so mancher, der sein Lebenlang nur Ziegel verarbeitet hat, versagt noch als alter Geselle vor dieser Aufgabe. Das altdeutsche Schieferdach ist wegen der handwerksmäßigen Herstellung der einzelnen Schieferplatten ein teures Dach. Im allgemeinen verwendet man heute die fabrikmäßig hergestellten Schieferplatten, die in vielerlei Formen, als Quadratschiefer, als Fünfecker, als Rechteck, Acht- oder Sechseck in gleichmäßigen Maßen fertig geschnitten aus dem Schieferbruch angeliefert werden.

Doch gehört dies schon zur Fachkunde. Sie soll uns noch nicht belasten. Es genügt uns zunächst, die wichtigsten Werkstoffe des Dachdeckers kennenzulernen, zu denen auch die Dachpappe gehört. Viele Rollen hat der Meister in seinem *Schuppen gestapelt*. Daneben stehen Kübel mit Klebmasse und Teer, mit denen die einzelnen Papplagen aufeinandergeklebt werden; später wird auch noch das ganze Dach damit eingestrichen. Als Seltenheit weist der Meister auf ein Häuflein hölzerner Schindeln. Er hat sie sich nur zum Eindecken einer Schutzhütte im städtischen Park beschaffen müssen. Es ist aber für jeden jungen Dachdecker wichtig, auch ihre Verarbeitung kennen zu lernen, da in den waldreichen Gebieten unseres Landes auch heute noch viele Bauernhäuser und Ställe mit den dünnen Holzbrettchen gedeckt sind, die ähnlich den Splissen von frischen Kiefern- und Tannenblöcken abgespalten werden.

„Womit kann man nun noch eindecken“, fragt der Meister, „habt Ihr nun alles gesehen?“

Wir schweigen und blicken in Gedanken über die Dächer unserer Stadt, wie sie sich in einzigartiger Schönheit dem Wanderer vom jenseitigen Ufer des Flusses darbietet. Die mächtige grünschimmernde Kuppel des Domes steht plötzlich vor unseren Augen. „Mit welchem Material deckt man diese Türme ein?“ „Mit Kupfer“, erklärt der Meister. „Unter dem Einfluß der Atmosphäre überzieht es sich allmählich mit dieser wunderbar getönten Patina. Das Kupferdecken gehört aber nicht mehr zu den Arbeiten des Dachdeckers, sondern zu denen des Klempners. Aber denkt nach, eine Dachart haben wir noch vergessen! Ihr schweigt? Ihr seid Städter, deshalb kennt Ihr dieses Dach kaum. Ich will es Euch nennen: das Stroh- oder Schilfdach. Mancherorts bezeichnet man auch das Stroh mit „Ret“ und spricht dort von einem Retdach. Man findet diese Dächer noch häufig auf Bauernhäusern, vornehmlich an der Ostsee und in der Heide. Gleichsam, als hätten sie sich eine dicke, wärmende Mütze übergezogen, so ducken sich die Häuser gemütlich unter das dicke, pelzige Dach. Denkt nicht schlecht vom Stroh und vom Schilf, auch sie sind sehr brauchbare Werkstoffe für die Dachdeckung“.

Neben den hauptsächlichsten Werkstoffen, die wir soeben sahen, braucht der Dachdecker aber noch Kalk und Zement zur Mörtelbereitung. Ein kleiner Kasten fällt uns durch seinen Inhalt auf. „Kälberhaare“, erläutert der Meister, „sie werden vielfach dem Mörtel zugesetzt, um den Zusammenhalt zu erhöhen“.

Wir treten in einen abgeteilten Raum, sehen ein großes, sauberes Fach. Hier liegen in bester Ordnung die Werkzeuge, von denen viele, eigenartig geformt, einem bisher noch nie zu Gesicht gekommen sind. Wir nehmen einen Hammer in die Hand. Er ist sichelförmig gebogen, läuft an einem Ende in einer Spitze aus, während er sich am anderen hakenförmig verdickt. Das ist der Ziegelhammer; er unterscheidet sich ganz wesentlich von dem danebenliegenden Schieferhammer.

Wir legen die Hämmer wieder an ihren Platz. Rüstzeug steht daneben und auch der Fahrstuhl. Dieser besteht aus einem schmalen Brett, der sog. Kanzel, und einem Flaschenzug. Er gleicht den Arbeitsstühlen, die von den Matrosen bei Anstricharbeiten an den Seitenborden und Schornsteinen der großen Seeschiffe benutzt werden. „Das ist der Mauerstuhl und das der Deckstuhl“, der Meister weist auf einige Gestelle.

Dann tritt er an einen Schrank und öffnet ihn. In ihm hängen sorgsam aufgereiht verschiedene Sicherheitsgurte und -leinen zum Anseilen bei Arbeiten auf steilen Dächern. Man sieht es den Ausrüstungen an, daß sie dauernd gepflegt werden. Die Karabinerhaken sind blank, und das Lederzeug ist gefettet. „Sorgfalt in den kleinsten Dingen“, meint er abschließend, „ist das Haupterfordernis in unserem Beruf“.

Ein Gang durch den Fruchthof Berlins

„Fünf Jahre Fruchthof Mariendorf! Wer hätte geglaubt, daß sich in so kurzer Zeit hier ein Großmarkt entwickelt, der in der Lage ist, den gesamten West-Berliner Obst- und Gemüsekleinhandel zur vollsten Zufriedenheit mit Ware zu beliefern. Fast aus dem Nichts wurde hier Vorbildliches geschaffen, aus zerfallenen Hallen ohne Kühlhaus, mit Zufahrt auf schlechten Straßen ist im Fruchthof ein idealer Großmarkt für Obst- und Südfrüchte entstanden.“

So las ich zu Hause in dem Sonderheft „Fünf Jahre Fruchthof“.

Das klingt so sachlich — nüchtern, es läßt aber ahnen, daß in diesen Sätzen die Wörter „Arbeit, Fleiß und Schweiß“ sich schamhaft verstecken. Es ist eben unter erschwerten Verhältnissen geschafft worden, eine besondere *Speisekammer für den Magen West-Berlins* zu errichten. Solch eine Speisekammer mit eingebauten Kühltischen sieht aber doch ganz anders aus, als ich es mir vorgestellt hatte ...

Noch stehe ich etwas unschlüssig am Eingangstor zum Fruchthof.

Da taucht plötzlich in einiger Entfernung eine Schulklasse mit ihrem Lehrer auf. Sie haben wahrscheinlich heute Wandertag! Doch da hatte ich mich geirrt. Die Jungen im Alter von etwa 14 Jahren schwenken durchs Tor. „Wo wollt Ihr denn hin?“ frage ich die ersten. „Zur Fruchthofbesichtigung!“ Jetzt war auch mein Entschluß gefaßt. „Gestatten Sie, Herr Lehrer, daß ich mich Ihnen anschließe?“ „Warum denn nicht!“ Und nun „wanderte“ ich mit. Ich wollte doch auch einmal diese *Stätte der Arbeit* kennen lernen. Irgendwo in meinem

Herzen lag noch in einer kleinen Ecke versteckt die alte Sehnsucht nach fernen Meeren und Erdteilen, nach stillen Inseln mit Kokos-Palmen und Bananenhainen. Oder hatte mich bei dem Wort „Südfrüchte“ nur „Süd“ begeistert? Dieser Süden, den einst Goethe als Land der Sehnsucht im „Mignonlied“ besungen hat:

„Kennst Du das Land, wo die Zitronen blühn,
im dunkeln Laub die Goldorangen glühn,
ein sanfter Wind vom blauen Himmel weht,
die Myrte still und hoch der Lorbeer steht“ . . .

Mit solchen Gedanken beschäftigt, trottete ich hinter der Klasse her. Sie war inzwischen in der *Geschäftsstelle* der „Fruchthof-Genossenschaft“ angelangt. Da kam auch schon die *Geschäftsführerin*, eine Frau in den besten Jahren, die nicht soviel wie ich mit ihren Gedanken spazieren gehen konnte. Schon stellte ein Junge die erste Frage: „Wozu haben Sie hier im Regal die vielen Kästen?“ „Das ist eine Kartei, mein Junge. Zieh mal einen der Kästen heraus! — So, und nun nimm eine Karteikarte! Du erfährst aus ihr die Größe eines Verkaufsstandes im Fruchthof und kannst den Mietspreis dafür ablesen. Wir haben ja hier 146 ansässige Mieter. Gleichzeitig ersiehst Du auch, was der Mieter für Kühlräume hat, und mit wieviel Lastkraftwagen er den Parkplatz benutzen kann. Ja, und dort in diesem Kasten findet Ihr die Karten für die Lohn- und Gehaltsabrechnungen der Arbeiter und Angestellten des Fruchthofes.“ Es war ein richtiger Büro- und Kassenbetrieb hier. Mieten kamen ein, Löhne wurden gezahlt. Alles war nüchtern und zweckmäßig, denn in solch einer großen Anlage muß alles wie am Schnürchen klappen.

Noch spürte ich nichts vom Duft der Südfrüchte, nur das Klappern einer Schreibmaschine sang uns ein Abschiedslied. . . . Endlich kamen wir nun doch in das gelobte Land. Die Halle I war ein großer, langer Zweckbau. Im weißen Kittel standen dort der *Halleninspektor* und der *Hallenmeister*. Dieser war ein älterer Herr mit viel Humor. Er hatte die Aufgabe bekommen, die Klasse durch die Anlagen des Fruchthofes zu führen.

„Jungen, macht schön die Augen auf! Hier gibt es viel zu sehen; für Träumer ist der Betrieb aber gefährlich; denn Lastkraftwagen, Elektrokarren und Eisenbahnwaggons gehen mit einem Schläfer nicht so zart wie Mutterhände um.“ Er wurde für kurze Zeit abberufen.

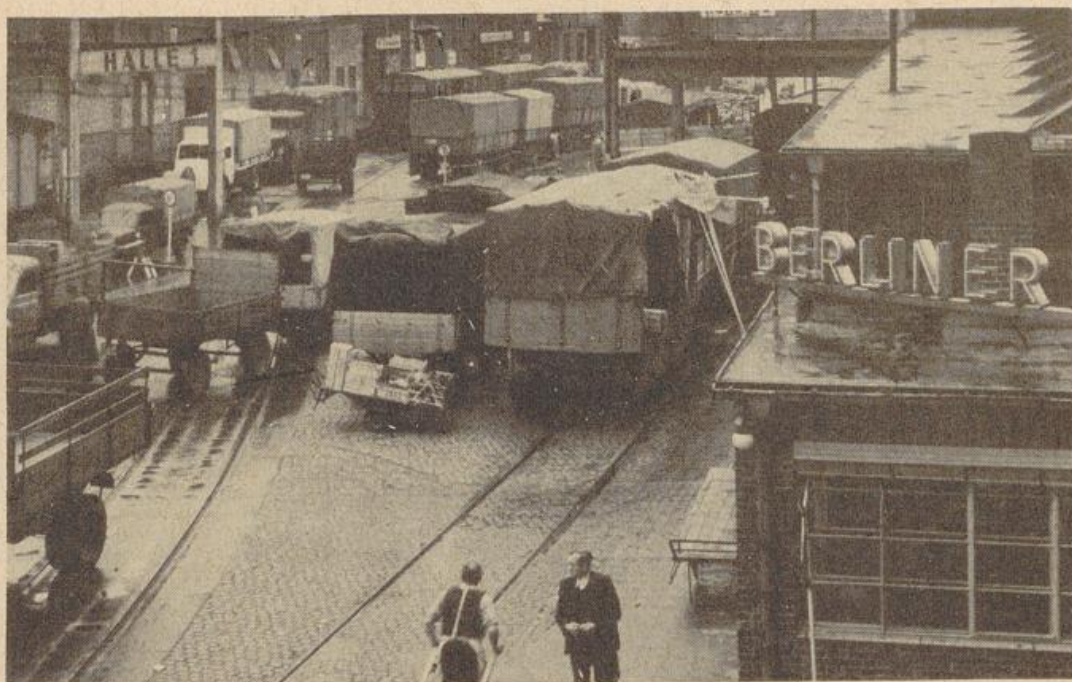
Inzwischen blickten wir uns in der Halle um: 10 000 qm soll sie groß sein. Ich rechne nach: das sind ja 1 ha oder beim Bauern 4 Morgen Ackerland. Breite Betonstraßen durchziehen sie. Richtig, da steht ja unser Hallenmeister vor einem Waggon, in der Nähe davon ein gewaltiger Fernlaster. Er schlichtet gerade einen kleinen Streit zwischen zwei Gemüsehändlern, weil sie sich über den Ausladeplatz nicht einigen konnten. Schnell muß das Ausladen geschehen; denn die „Saisonwaren“ wie Rhabarber, Spinat oder Spitzkohl sind empfindlich.

Wir gehen den Geleisen nach und stehen vor der Halle plötzlich vor einer Rangierlokomotive. „He, Lokführer, wieviel Waggons führen Sie hier täglich herein?“ „Heute waren es bis jetzt 28 mit Bananen. Auf dem Güterbahnhof Grunewald kommen sie aus Hamburg an. Von dort werden sie in den Fruchthof gebracht.“ Wenige Schritte weiter stehen wir am Rande des Parkplatzes für die Lastkraftwagen.

„Täglich brausen bis zu 1000 Fahrzeugen durch das Eingangstor zum Fruchthof,“ meint unser Hallenmeister, „sie müssen doch Platz zum Parken haben.“ Es herrscht hier Großbetrieb – ein ewiges Kommen und Gehen. Da hält gerade ein Fernlaster. „Hallo, Fernfahrer, Sie kommen aus Hamburg, was brachten Sie mit?“ „Spitzkohl, Hamburger Kohl!“ „Und wie war es auf der Autobahn?“ „Wenig angenehm, wir hatten wegen Ausbesserungsarbeiten an der Straße viele Umleitungen und Kontrollen.“ „Fahren Sie leer zurück oder was laden Sie für die Rückfahrt?“ „Diesmal werden Maschinenersatzteile für eine Hamburger Firma aus einer Berliner Produktionsstätte mitgenommen.“

So sieht es in der Wirtschaft aus: die eine Hand gibt, die andere empfängt. Ungeheuer groß sind die Mengen, die befördert werden. Unser Hallenmeister hat auch gleich ein paar Zahlen zur Hand, wieviel Waren alle Transportmittel im Jahre 1953 zum Fruchthof brachten: 104 000 t Gemüse, 108 000 t Obst und 8 000 t Trockenfrüchte.

Über die Ladestraße führt uns der Weg zur Halle II.

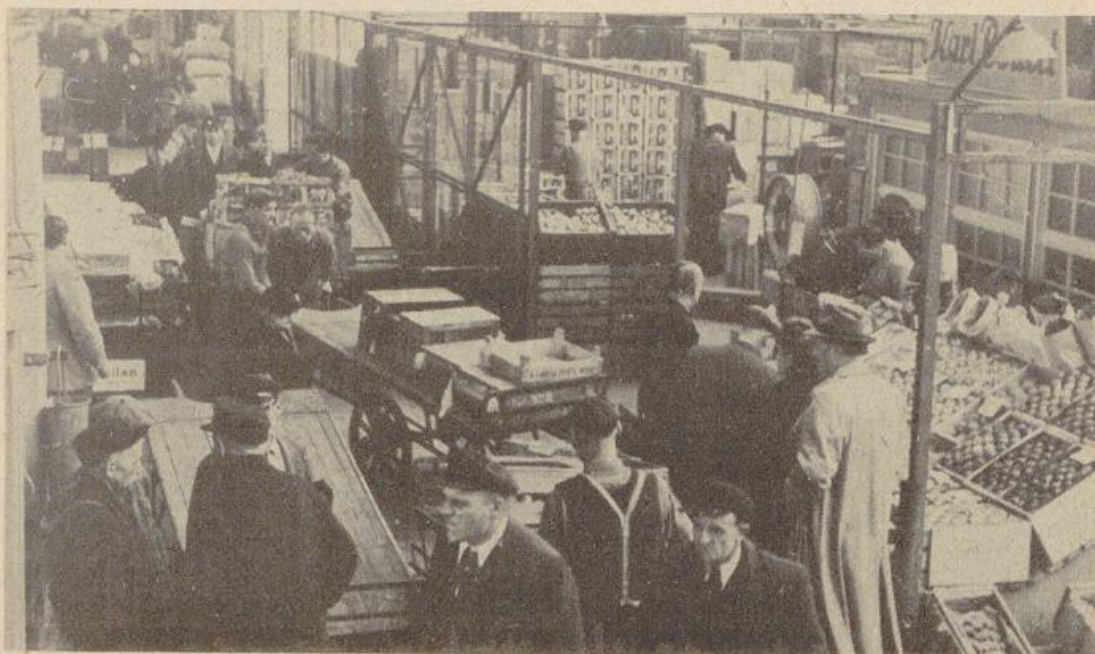


Ladestraße zwischen Halle I und II

Draußen wie drinnen ein geschäftiges Treiben. Zwischen den parkenden Autos eilen sehnige *Transportarbeiter* mit zweirädrigen Handkarren umher, dazwischen tauchen auch die bekannten Elektrokarren mit Waren bis zu 50 Ztr. auf.

Wir achten zunächst auf die Stände der *Großhändler*, die die Waren aus Westdeutschland und dem Ausland nach Berlin einführen (Importeure). Durch Fernschreibapparate stehen sie mit der Welt in schnellster Verbindung. Aber sie sitzen nicht nur in dem kleinen Büro bei ihrem Stand, sondern tätigen auch davor mit *Einzelhändlern* Verkaufsabschlüsse. Wir können solchen Kaufabschluß beobachten. Einzelhändler: „Morjen, Fritz, was kosten heute bei Dir die Kirschen?“ Großhändler: „Sie sind im Preis gefallen!“ Einzelhändler: „Mensch, Deine Kirschen schielen ja!“ (Überreife Kirschen „schielen“ nach dem Gewitter.) Schließlich wird man sich doch einig, wenn auch die Sprache rau und urberlinisch ist. Wie in alten Zeiten herrscht hier auch heute noch die Sitte, durch Handschlag den Kaufabschluß zu bekräftigen. Alle Preise richten sich nach *Angebot und Nachfrage*. Festpreise gibt es hier nicht. Beide Seiten — Verkäufer und Käufer — müssen neben mancherlei Sachkenntnissen auch über eine gehörige Portion Erfahrung verfügen. Der Großhändler braucht tüchtige Mitarbeiter für Büro oder Transport. Verschiedentlich lasen wir Schilder mit der Aufschrift: „Guter Rechner wird eingestellt“ oder „Jüngerer Arbeiter gesucht“.

Im allgemeinen sind die Hauptgeschäftszeiten frühmorgens zwischen 5 und 8 Uhr; denn die Hausfrau will in den Vormittagsstunden das frische Gemüse auf dem Markt oder im Laden kaufen.





Der breite Gang im Kühlhaus

Der Hallenmeister mahnte zum Weitergehen. Noch zwei wichtige Teile der großen Arbeitsstätte wolle er uns zeigen, den *Bananenreifekeller* und die *Kühlräume*.

Im Bananenreifekeller wird einer unserer jungen Freunde besonders lebendig. Hier arbeitet ja sein Vater, der selbst einmal auf den Kanarischen Inseln Bananen geschlagen hatte. Er weiß wirklich gut Bescheid und erzählt: „Grün erreichen die Früchte unsere Stadt. Sie sind zu dreiviertel reif. Sie wurden roh gepflückt und auf Dampfer verladen.

Hier wie auch später im Eisenbahn-

waggon muß die Temperatur bei $+ 8^{\circ} \text{C}$ gehalten werden. „Geschieht das nicht, dann würden 20 Tage Dampferfahrt und vielleicht 4 Tage Bahnfahrt eine nicht gewünschte vorzeitige Reifung der Bananen herbeiführen.“ Jetzt sehen wir im Bananenkeller Gasflammen, die eine Temperatur von $+ 18^{\circ}$ bis $+ 20^{\circ} \text{C}$ erzeugen und dadurch langsam die Bananen zur Reife bis zum Abruf durch die Händler bringen. In langen Reihen hingen die Stauden von der Kellerdecke herab, die einst im feuchtwarmen Klima zwischen gewaltigen Blättern geboren wurden.

Aus der Wärme dieser Keller ging es jetzt in die Kühlräume. Welch ein Gegensatz! „Na, Jungens, schätzt mal hier die Temperatur!“ Und sie schätzten und verschätzten sich bis auf zwei, die die richtige Antwort fanden: $+ 4^{\circ} \text{C}$.

Wichtig sind hier die Luftzirkulationskanäle, die stets für Frischluft in den einzelnen Kühlräumen sorgen. Auch kann im Bedarfsfalle feuchte Luft (z. B. bei Kohlsorten) in einzelne Räume geführt werden. Gewöhnlich liegen die Kühlraumtemperaturen bei 0° bis $+ 4^{\circ} \text{C}$ und einem Feuchtigkeitsgehalt der Luft zwischen 75 und 96%.

Die Gänge im Kühlhaus sind breit angelegt, so daß die beladenen Handkarren bequem in die einzelnen „Kühlschränke“ gefahren werden können.

Für die verschiedenen Arten der eingelagerten Güter bestehen Empfehlungstabellen, und zwar für Temperatur und Feuchte der Kühlraumluft. Wissenschaft und Erfahrung haben dabei Hand in Hand gearbeitet. Wir alle waren dem Hallenmeister dankbar für seine Aufklärungen.

„Wenn wir den ersten Salat oder Spinat zu Beginn eines Jahres essen, dann müssen wir wissen, daß er — in Holland gepflückt — auf der Fahrt liebevoll und mit Fleiß umhegt wurde und durch eine zweckmäßige Lagerung im Fruchthof frisch auf Mutters Küchentisch kam. Es ist ein langer Weg vom Erzeuger zum Verbraucher.“



Was ist's, was war's?

Ratterndes Rollen und ringendes Stampfen,
gellendes Pfeifen, zischendes Dampfen —
staubumstürmt in herrischer Hast
eilt die Last.

Aus fliegenden Fenstern blendendes Blinken,
verrinnende Rufe — verschwimmendes Winken —
ein letztes Zittern. Ein Hauch
verweht —
Restlein Rauch
zerfließt — vergeht — —

Was ist's? Was war's soeben?
Ein Zug? Ein Leben — — ?

Im Büro des Eisenbahnbetriebsamts

(„Fünfundzwanzig plus zwölf — durch!“)

In einem kleinen Zimmer des Eisenbahn-Betriebsamts Göttingen sitzt der Inspektor Brune an einer Art Zeichentisch, wie man sie in den Konstruktionsbüros oder Baufirmen findet. Die Platte des Tisches ist schräg nach vorn geneigt. Über diese Platte ist ein großes Blatt Papier gespannt, das in seiner ganzen Breite über zwei Holzrollen läuft, wie sie die Mütter beim Ausrollen des Teiges für den Geburtstagskuchen benutzen. Die eine Rolle befindet sich an der oberen, die andere an der unteren Kante des Tisches. So hat der Inspektor Brune eine gute Übersicht über das Papier und kann bequem und schnell jede Stelle seines Belegblattes mit dem Dreieck und den Zeichenstiften erreichen.

Mit seinem Gewirr von vielfarbigen Linien und Strichen sieht es auf den ersten Blick wie ein Schnittmusterbogen aus, der meist den Frauenzeitschriften beigelegt ist. Bei näherem Zusehen zeigt es sich, daß das Blatt mit einem feinen Netz waagerechter und senkrechter Striche überzogen ist. An den Enden der senkrechten Striche stehen oben und unten am Rande des Blattes die Namen der Stationen von Elze bis Eichenberg verzeichnet. Die waagerechten Linien enden links und rechts des Blattes in Zahlen, die die Uhrzeiten eines Tages angeben, und zwar die feinen Striche die Minuten und die stärkeren die Stunden. Mit dem Vorrücken des Tages schiebt Brune das Blatt über die Rollen, und wenn sein oberer Rand über die untere Rolle verschwunden ist, hat ein schwerer Tag voller Verantwortung und angespannter Aufmerksamkeit sein Ende gefunden, und mit dem neuen Blatt beginnt ein neuer Tag.

Über das Netz der waagerechten und senkrechten Striche laufen schräge Linien von links nach rechts und umgekehrt. Sie sind matt gedruckt und bezeichnen den Lauf der wichtigsten Züge durch das Überwachungsgebiet des Inspektors, wie ihn der Fahrplan vorschreibt. Die Schnittpunkte, an denen diese Zuglauflinien die Striche des Netzes durchschneiden, verraten Brune die Zeit, wann die betreffenden Züge die den senkrechten Strichen zugehörigen Stationen erreichen müssen.

Es ist nach Mitternacht. Die Fensterscheiben des kleinen Zimmers zittern von den Schienenstößen der durchfahrenden Züge. Inspektor Brune, ein blonder Mann mit breiten Schultern, sitzt fast behäbig vor dem Belegblatt, aber in seinen flinken Augen ist ständige Wachsamkeit. Die linke Hand ruht auf dem Dreieck aus durchsichtigem Kunststoff und hält drei sorgfältig gespitzte Zeichenstifte bereit, einen roten für die Reisezüge, einen blauen für die Güterzüge und einen grünen für Sonderzüge. Über ihm an der Wand hängt die große Uhr, deren Gang wie alle Uhren der Eisenbahn mit der sogenannten Mutteruhr im Hauptbahnhof Altona genau übereinstimmt. Darunter verrät dem Inspektor eine gerahmte Tafel unter Glas, welche Bahnhöfe seines Bezirkes für alle Fälle Ausweich- und Überholungsgleise haben. Auch ihre Anzahl und Anlage ist daraus genau zu ersehen. Auf diese Weise ist Brune in jeder Beziehung gut gerüstet, schnell wichtige Entscheidungen zu treffen, die unvorhergesehene Zwischenfälle auf den Strecken von ihm zur Sicherheit von Reisenden und Frachten verlangen.

Vor ihm auf dem Belegblatt stehen ein kleines Mikrophon und rechts neben dem Blatt ein Lautsprecher. Ein Fernsprecher trägt auf seinem großen Kasten zwei Reihen weißer Knöpfe. Drückt er einen dieser Knöpfe nieder, kann er sofort mit dem Fahrdienstleiter des Befehlsstellwerkes auf der Strecke sprechen, das an diesem Knopf hängt.

Es ist ein Uhr sechsendfünfzig. Jetzt muß Station Elze die Durchfahrt des FD 276 melden. Und nun knackt es im Lautsprecher, die Stimme des Fahrdienstleiters sagt: „Elze —!“

Brune nimmt den roten Stift in die rechte Hand und schiebt das durchsichtige Dreieck an den Zuglauf des FD 276, der bei Elze in seinen Überwachungsbezirk einbricht.

„Göttingen“, ruft er in das Mikrophon.

„FD zwosechundsiebzig — sechsendfünfzig Plan — durch“, ertönt es aus dem Lautsprecher.

„Sechsendfünfzig Plan — durch“, wiederholt Brune, zieht mit seinem Zeichenstift eine rote Linie und schreibt an den Schnittpunkt Elze mit der entsprechenden Uhrzeit die planmäßige Durchfahrt. Von nun an wird Brune den Lauf des FD bis nach Eichenberg verfolgen, denn jeder Fahrdienstleiter der Stellwerke an der Strecke sagt ihm die Durchfahrtszeiten an.

Nach einer Weile meldet Banteln den FD. Brune verlängert die rote Linie bis Banteln.

Der Fahrdienstleiter in Haindorf meldet die Abfahrt des D 89 um „vierundzwanzig plus sechs“, das bedeutet, daß er mit sechs Minuten Verspätung abgefahren ist. Der Inspektor legt sein Dreieck an den Lauf des D 89, den er in Eichenberg übernommen hat, führt die rote Linie über die Striche der Hauptgleise von Haindorf und schreibt an ihren Austritt aus diesem Gleisverband die Zahl + 6.

Was ist bloß mit dem 5354 — denkt Brune, und seine Augen verfolgen die blaue Linie dieses Güterzuges bis Brüggen.

Godenau müßte ja längst gemeldet haben. Da stimmt doch etwas nicht. Er will den weißen Knopf des Fernsprechers niederdrücken, um Godenau anzurufen, doch da knackt es schon im Lautsprecher, und Godenau meldet sich.

„Was ist mit dem dreiundfünfzigvierundfünfzig?“ fragt Brune.

„*Fünfundzwanzig plus zwölf — durch*“, antwortet Godenau.

Brune verlängert die blaue Linie bis Godenau und vermerkt dort die zwölf Minuten Verspätung.

Nun kommt Brüggen und meldet die planmäßige Durchfahrt des FD 276. Seine rote Linie nähert sich bedenklich der blauen des Güterzuges 5354. Brune entschließt sich, den FD in Godenau halten zu lassen, wenn Alfeld nicht sofort die Ankunft des 5354 meldet. „Der tritt ja durch die Nacht“, denkt er.

Alfeld meldet die Durchfahrt des D 89. Er hat immer noch sechs Minuten Verspätung. „Was ist mit dem Dreiundfünfzigvierundfünfzig?“ fragt Brune den Fahrdienstleiter von Alfeld.

„Ich sehe dahinten die Scheinwerfer der Lok, fährt ziemlich langsam.“ „Ich komme gleich wieder“, sagt Brune und ruft Godenau an. Als Godenau sich meldet, ordnet er an, den Streckenabschnitt bis Alfeld zu sperren. FD 276 wird also keine Einfahrt in Godenau haben.

Bevor Brune wieder mit Alfeld sprechen kann, meldet Elze einen durchgehenden Eilgüterzug mit Bananen von Hamburg für Frankfurt mit minus zehn. Er ist also zehn Minuten früher als planmäßig durchgefahren. Was sich diese Eilgüterzüge erlauben dürfen!

Dieser Bananenzug erhält als Sonderzug eine grüne Linie und muß so schnell wie möglich — er fährt 85 Stundenkilometer — durch dieses anscheinend wilde und doch so geordnete Gewirr der sich kreuzenden Linien hindurchgeschleust werden.

Alfeld meldet endlich die Einfahrt des 5354 mit + 20 und Lokomotivschaden. Der Fahrdienstleiter hat ihn in ein Ausweichgleis fahren lassen. Brune trägt die Ankunftszeit ein und vermerkt den Lokomotivschaden am Rande des Belegblattes.

Dann ruft er Godenau und verfügt, daß der FD 276 abfahren kann, da die Strecke frei sei.

„Einfahrt frei!“ ruft der Heizer auf dieser Maschine.

„Einfahrt frei“, wiederholt aufatmend sein Lokführer am Hebel.

Schrauben, nichts als Schrauben

Als einzigen Schmuck sah ich in der Vorhalle des Verwaltungsgebäudes der größten deutschen Schraubenfabrik im Rheinland eine Glasvitrine. Sie war innen erleuchtet und zeigte einige antike Tongefäße, Vasen und Krüge, grünspanbedeckte Münzen, bronzene Gürtelschnallen und Gewandspangen — Ausgrabungen aus der Römerzeit, gefunden beim Bau der Fabrik. Diese kleine Ausstellung sollte den Besucher erinnern, daß die Stadt Neuß auf altem Kulturboden steht. Sie beweist obendrein, daß in diesem Werk ein persönlicher Geschmack waltet. Ich muß gestehen, daß diese Funde hier mir zunächst interessanter schienen als der Gegenstand der Fabrikation: die Schrauben — ein Massenartikel! Ungefähr jeder größere Gegenstand zwischen Himmel und Erde ist von Schrauben zusammengehalten, von Großvaters Sorgenstuhl bis zu Fangios Rennwagen.

Der Inhaber des Werkes erwartet mich. Die Schiebetür zur ersten Maschinenhalle läuft über ihre Rollen — und wir gehen durch ein Meer von Schrauben, weit mehr Schrauben, als ich je in meinem ganzen Leben gesehen hatte.

Wir konnten uns nur in abgehackten Sätzen verständigen, wie der Lärm der Maschinen es erlaubte.

Der Stahldraht, der da von großen Rollen ablief, mußte zunächst in lauter kleine Stücke zerschnitten werden, und dann war an jedem dieser Stücke eine ganze Reihe von Teilarbeiten durchzuführen. Da aber jede Maschine nur eine einzige leistete, waren die Millionen kleiner Stahlstückchen ständig auf der Wanderschaft in der schier endlosen Halle. Von Gleitschienen fielen sie in Maschinenmäuler, wurden irgendwie gekaut, zermalmt, kamen unten wieder heraus, zusammengestaucht und in der Form verändert, glitten weiter, wurden abermals gefressen, prasselten in Körbe wie dicke Hagelkörner und hatten plötzlich einen runden Kopf. Eine andere Maschine biß zu, und der Kopf war plötzlich sechseckig geworden; die nächste — und er hatte einen Stempel; die nächste — und unten am Schaft blitzte ein Gewinde auf.

Wir bleiben stehen. Es sieht aus, als ob diese Maschine hungrig wäre; aus der großen Pfanne, die vor ihrem Mund sich dreht, greift sie sich mit einem Stahlfinger Bolzen um Bolzen heraus und schneidet Gewinde in die Bolzenenden.

Der elektrische Wärmeofen dort ist mit Rundstählen gespickt, die in allen Farben spielen zwischen Stahlblau, Kirschrot und Weiß; er mutet den Betrachter ebenso geheimnisvoll an wie ein Alchimistenofen des Mittelalters.

Karren mit glühenden Schraubenmuttern rollen zwischen den Maschinenstraßen; offene Kessel dampfen, nach Öl und Laugen riechend; es zischt jedesmal, wenn die glühenden Schrauben in die Härtebäder stürzen. Hunderte von Maschinenhämmern schwingen gleichzeitig an der Querwand ihre tonnen schweren Köpfe wie Boxerfäuste.

Endlich wird es ruhiger. Wir traten in eine *Halle*, die fast bis zu ihrem Dach von gewaltigen Mauern durchzogen war, Mauern von verpackten Schrauben in würfelförmigen Pappkartons. Im Vordergrund saßen an Tischen Dutzende von Frauen in blauen Arbeitskleidern und schmuckten weißen Häubchen und packten. Dabei ließen sie das Gewinde jeder einzelnen Schraube durch das gezahnte Maul einer Lehre gleiten. Die Schrauben lagen ihnen handgerecht in Körben; und da begab sich etwas Wunderliches: Mitten im Gespräch ergriff der Fabrikant plötzlich aus dem nächsten Korb eine Schraube, hielt sie gegen das Licht und schüttelte den Kopf. Er ließ sich von einer Packerin die Gewindelehre geben — das Gewinde glitt nicht durch die Prüfrollen. Er warf das Ding in die Ausschußecke: „Das Gewinde ist zu stark“.

„Wie haben Sie das nur sehen können?“ „Gesehen habe ich gar nichts, wenigstens nicht bewußt. Ich spürte nur, als mein Blick den Haufen streifte, da stimmt etwas nicht.“

„Aber Sie hatten den Fehler doch schon bemerkt, bevor Sie das Instrument anlegten.“

„Oh, ein Fachmann kann eine Differenz von einem zehntel Millimeter schon mit dem bloßen Auge wahrnehmen. Die Mädchen können das übrigens auch; sogar ohne Lehre hätte diese Schraube die Kontrolle nicht passiert.“

Wir gingen ins *Laboratorium* hinüber, wo die Biege- und Zerreißmaschinen ihre schweren Glieder reckten, wo ab und zu der schußartige Knall von berstendem Stahl mich zusammenfahren ließ. Da stand auch wieder ein gläsernes Ding, das mich an das Schauschränkchen im Vorraum des Verwaltungsgebäudes erinnerte. Aber es war nun doch noch viel interessanter als jenes. Man hätte die beiden zusammenstellen sollen. Es war „ein gläserner Motor“, der Vierzylinder-Motor eines Opel „Olympia“, ganz und gar aus dem neuen Wunderstoff, dem Plexiglas — bis auf die Schrauben!

Mancher hat vielleicht auf Ausstellungen den „gläsernen Menschen“ gesehen, dessen Organe abwechselnd farbig aufleuchteten, so daß man erkennen konnte, was alles Nerven, was Blut, was Muskel in unserem Körper ist. So erging es mir vor diesem „Schrauben-Motor“: mit einem Schlag wurde mir klar, was dies einfache Bauelement, die Schraube, in dem Körper eines Autos zu bedeuten hat. „In einem Opel ‚Kapitän‘ stecken rund 2600 von 415 verschiedenen Sorten“, sagte ein Laborant zur Erläuterung. „Die Handelsschrauben, die wir übrigens in unserer Fabrik auch machen, nebenher 5000 verschiedene Sorten, haben eine Festigkeit von 40 kg, die Schrauben in Ihrem Opel — das Haupterzeugnis der Arbeitsstätte, die ich Ihnen zeigen durfte“, schloß der Fabrikherr das Gespräch ab, „eine solche von 120 kg!“

Das gab ein beruhigendes Gefühl, aber ich hätte gern noch gewußt, warum sich das so verhielt. Ich fragte den jungen sympathischen Facharbeiter danach, der mich zu meinem Wagen durch das Labyrinth zurückgeleiten sollte. „Man hat lange experimentiert“, sagte er, „ehe man für die Festigkeit der hochbeanspruchten Schrauben in einem Auto, etwa am Zylinderkopf des Motors garantieren konnte. Wo sie schlagartig oder wechselweise beansprucht werden, hielten sie nicht stand. Man hat es erst mit dickeren versucht — ohne Erfolg. Im Gegenteil — man verjüngte den Durchmesser des Schraubenschaftes; da nahm er wie eine Feder die Beanspruchung elastisch auf und hielt.“ „Da hat man ja gleichzeitig an Raum und Gewicht sparen können?“ „Aber sicher; seitdem wir diese Spezialschrauben für den Kraftfahrzeugbau anfertigen, ist der Wagentyp um ein Drittel leichter geworden. Die ganze Bauentwicklung — nicht nur beim Auto — zielt ja zum Leichtbau hin. Sie würde stocken, wenn wir mit der Spannfähigkeit unserer Schrauben nicht Schritt hielten!“

Wir machten auf dem Rückweg gerade in der Maschinenstraße halt, wo der Strom der Schrauben aus den elektrischen Öfen in die Härtebäder stürzte. Der junge Mann beobachtete aufmerksam das langsame Verlöschen ihrer Glut.

„Wollen Sie immer bei den Schrauben bleiben?“ fragte ich ihn im Weitergehen. „Ich denke — ja“, antwortete er. „Sehen Sie — vor kurzem erhielt unsere Fabrik einen Beschwerdebrief aus Amerika. Wissen Sie, was Brückenfliegen sind? So nennt man die Monteure, die an den großen Hängebrücken arbeiten. So einer hatte — 60 m über dem Fluß schwebend — mit seinem schweren Schraubenschlüssel eine von unseren Schrauben angezogen. Der Kopf riß ab, der Mann verlor das Gleichgewicht und stürzte, zum Glück ins Fangnetz. Sie sehen: es gibt trotz allem immer noch Verbrecher unter den Schrauben. Eine einzelne Schraube auf einen bestimmten Härtegrad bringen, das kann beinahe jeder. Aber Millionen Schrauben absolut gleichmäßig auf den gleichen Härtegrad bringen — das kostet Überlegung und Findigkeit. Solche ‚Schraubenverbrecher‘ darf’s nicht mehr geben — und wenn einer dazwischen ist, den müssen wir fangen. Finden Sie nicht, daß Verbrecherfang eine spannende Sache ist? Ich denke, ich werde bei den Schrauben bleiben. Und damit“ — das Riesentor öffnete sich — „gute Fahrt!“ — —

Im Stahlwerk in Cleveland (Staat Ohio)

Bericht eines amerikanischen Werkstudenten über seinen ersten Abstich am Siemens-Martin-Ofen.

Der erste Tag am Ofen machte mich ganz wirr. Die gewaltige fensterlose Blechhalle von der Höhe eines sechsstöckigen Gebäudes erstreckte sich beinahe vierhundert Meter am Fluß entlang. Kräne rasselten oben an der Hallendecke, ihre Bewegungen wurden durch schrille Pfiffe gelenkt; Lokomotiven mit riesigen Kübelwagen voller Eisen donnerten vorüber; ein grelles, schreckliches Licht strömte aus den Zyklopaugen in den Ofentüren. Man sagte mir, ich solle mir eine rote Brille kaufen, um meine Augen vor dem fürchterlichen Licht zu schützen.

Zu Morgan, dem Schmelzmeister mit dem Ledergesicht, der mein neuer Vorgesetzter war, sagte Steve, einer der Ofenarbeiter, der im gleichen Hause wie ich wohnte: „Hier bring' ich dir einen Neuen, der deine Arbeit lernen soll, damit du dich zur Ruhe setzen kannst“.

Morgan blickte mich an, „Der sieht nicht wie ein Stahlwerker aus — — eher wie ein Schreiberlehrling“.

„Gib ihm 'ne leichte Arbeit, alter Gauner!“

„Siehst du die Kiste da?“ fragte mich Morgan. Ich konnte sie nicht gut übersehen; ein Pferd hätte darin Platz gehabt.

„Hol dir 'ne Schubkarre, junger Mann, und füll die Kiste mit Mangan!“

Eisenmangan ist beinahe so schwer wie Blei, und es ist hart und hat scharfe Kanten. Es lag in einem riesigen Behälter in Klumpen von je zehn Pfund. Ich zerriß mir zwei Paar Handschuhe, während ich die Klumpen herausnahm, sie auf eine Schubkarre lud und in Ladungen von je vierhundert Pfund zu der Zerkleinerungsmaschine und dann zu der Kiste schob.

Am Ende dieses Tages war mir jeder Muskel wie gelähmt. Morgan warf einen Blick auf meine halbgefüllte Kiste und schüttelte den Kopf. „Ich will dir morgen eine andere leichte Arbeit geben“, sagte er, „und wenn du die nicht machen kannst, jag' ich dich wieder zum Personalbüro zurück.“

„Lassen Sie es mich noch einmal versuchen“, bat ich. „Ich werde es besser machen.“

Morgan tobte gerade, als ich mich am nächsten Morgen zur Arbeit meldete. „Ich hab' zu wenig Leute“, brüllte er. „Romagna ist krank und mir fehlt der dritte Mann an Nummer vierzehn.“

„Versuch's mit dem Neuen!“, sagte Steve.

„Was!“ schrie Morgan. „Jetzt soll ich auch noch Schreiberstifte an meine Öfen stellen!“

Der erste Mann an Nummer vierzehn war ein Kroaté namens Rudik; er schien mir über zwei Meter groß zu sein und Arme wie Krangreifer zu haben. „Wo bist du gewesen, zum Teufel?“ schrie er mich an. „Nimm Abstichschaufel, hol 629, mach fest Laufkatz, bring Spritzkolben, Löffel und fünfzehn Tonnen Erz!“

„Was?“ rief ich verständnislos.

Er sah mich fragend an. „Du neuer Mann?“

Ich nickte betrübt.

„Okay. Einmal zeige ich dir. Zweite Mal sage ich dir. Dritte Mal, wenn du falsch machst, pack ich dich so“ — er tat es — „und werf dich in Ofen. Okay?“ „Okay.“



Ich arbeitete als dritter Mann mit Rudik an seinem Ofen, und wenn er mich nicht brauchte, arbeitete ich mit den Schlackensammlern, die von Ofen zu Ofen gingen. Das flüssige Eisen zerstört dauernd das Ofenfutter. Um dies zu verhindern, wirft man gebrannten Dolomit hinein, einen feuerfesten Stoff, der sich an den zerfressenen Wänden ansetzt. Nichts kann gebrannten Dolomit zum Schmelzen bringen, außer wenn er sechs Stunden lang der Schmelztemperatur des Eisens ausgesetzt wird.

Rudik sah mir eine Zeitlang beim Schaufeln zu. Ich schwankte mit der Schaufel zur Ofentür heran, warf meinen Haufen Dolomit hindurch und betrachtete, wie er mitten im flüssigen Eisen landete anstatt an der Hinterwand, wo er hingehörte. Einmal verlor ich beinahe meine Schaufel, und als ich sie aus der Tür herauszog, waren die Ränder weißglühend und krümmten sich.

„Das wird nie ein richtiger Stahlwerker“, meinte Rudik.

„Verdammtes Personalbüro, das mir Schreiberstifte herschickt“, knurrte Morgan.

„Schick ihn zurück!“, riet Rudik.

Mir war scheußlich zumute. An diesem Abend ging Steve mit mir hinunter auf den Hof meiner Wirtin, wo ein Haufen Kies für einen neuen Fahrweg

lag. „Schaufeln ist eine Kunst“, sagte er. „Um richtig zu schaufeln, mußt du dein Ziel im Auge halten und aufpassen, wo dein Dolomit hinfliegt.“

„Wenn ich aber stehenbleibe und hinschaue, verbrenne ich mir die Augenbrauen.“

„Du mußt nicht stehenbleiben. Du nimmst die Schaufel tief herunter, so, und wirfst sie von unten durch die Tür hoch, siehst du, so, und hältst den Arm vors Gesicht. Während du die Schaufel zurückziehst, hältst du sie zwischen dein Gesicht und die Glut, so, und schaut, wo deine Ladung hinfliegt. Das hat nichts mit Kraft zu tun. Das kannst du sogar.“

Mit der Grazie eines Ballettänzers machte Steve es mir vor. Ich übte zwei Stunden lang. Er korrigierte jeden Wurf mit Bemerkungen, fachmännisch, wie die eines Berufsgolfspielers. Am nächsten Tage schaufelte ich so, wie ich es geübt hatte, und warf den Dolomit an die richtige Stelle.

„Warum hast du es gestern nicht so gemacht?“ fragte Rudik. „Ich war aus der Übung gekommen“, sagte ich. Ich war glücklich.

Es gab keine Mittagspause im Werk; wir aßen, wenn wir gerade Zeit hatten. Mir war, als müsse ich, von der Hitze erschöpft, zusammenbrechen, wenn ich nicht ungefähr jede Stunde etwas aß. Ein riesiger Pole, dreimal so stark wie ich, aß nur ein Drittel von dem, was ich verzehrte.

Eines Tages sagte er zu mir: „Ich dich beobachten schon seit heute morgen. Dein Frühstücksbeutel so groß wie Koffer. Sieben Uhr: du ißt Schinkenbrötchen, zwei Bananen. Acht Uhr: du ißt Wurstbrot, zwei Pfannkuchen. Neun Uhr: Stück Kuchen, eine Mandarine. Zehn Uhr: Steve gibt dir Hackfleisch; du brätst am Ofen. Essen, essen, immer nur essen! Junge, wo du läßt das alles?“

Auf die Idee, Fleischklößchen zu braten, war ich durch Rudik gekommen. Er stand oft am Schauloch, hielt die Schaufel hoch, um sein Gesicht vor der Hitze zu schützen, und beobachtete das Brodeln des flüssigen Metalls. Ich tat das gleiche, um die Arbeit des ersten Mannes zu erlernen. Dabei legte ich Hackfleisch auf meine Schaufel; in der Glut war es in zwei Minuten gar. Morgan sah mich eines Tages an einer Ofentür stehen und angestrengt in die Glut blicken. „Bist in Ordnung“, sagte er. „Vielleicht können wir doch noch einen Stahlwerker aus dir machen. Geh mal rüber und sieh zu, wie Steve bei Nummer dreizehn den Abstich macht! Denn du sollst es bald selbst machen.“

„Ist gar nichts dabei“, sagte Steve. „Die Hauptsache ist, daß man weiß, wann das Zeug für den Abstich gar ist. Dann läufst du auf die Rückseite des Ofens und stichst schnell ab, damit nichts verlorenght. Du mußt den Stahl in die Gießpfanne laufen lassen, nicht auf den Boden.“

Ich sah zu, wie Steve sich den Asbestrock anzog und die rote Brille und den Helm aufsetzte. Ein Drahtschirm, der mit Asbest bedeckt war und nur ein Loch für die Augen frei ließ, hing von seinem Helm herab. Dann zog er

riesige Asbesthandschuhe über. Ich sah zu, wie er an das böse blinkende, rote Stichloch mit seiner fast zwei Meter langen Abstichrinne herantrat.

Man stelle sich ein sechs Meter hohes Weinfäß vor, das teilweise in den Boden eingelassen ist und vor einer tiefen Grube aufragt.

Und nun stelle man sich vor, daß man ein Loch durch den Spund brennen muß, damit der Wein durch eine Ablaufrinne in einen dreieinhalb Meter hohen Eimer fließen kann. Man stelle sich weiter vor, daß man auf einer Plattform neben der glühendheißen Ablaufrinne steht, einen Sauerstoff-Schmelzbrenner in der Hand, und den Spund ausbrennt. Man bedenke, daß der Wein kein Wein ist, sondern flüssiges Metall. Nun ramme man den Schmelzbrenner in den Spund, bis der gelbe Rauch einen blendet, ramme weiter, bis Funken einem auf den Helm niederprasseln und es in der Kehle des Stichlochs heiß aufgurgelt. Dann folge man seinem Instinkt: Weg von dem Loch! Ein Feuersturzbach — — und zweihundert Tonnen Stahl von 1600 Grad ergießen sich donnernd dort, wo man eben noch stand.

Steve schlug mir mit den Handschuhen auf den Kopf. „Vergiß nicht, den Helm aufzusetzen“, brüllte er, „bevor dein Haar Feuer fängt!“

Nun hatte ich aber genug. „Ich mach' nicht mehr mit“, sagte ich. „Ist Geldverdienen denn so wichtig im Leben?“

„Wenn du es erst einmal gemacht hast, wirst du nicht mehr so dumm fragen.“

Eines Tages kam Steve, strahlend wie eine Glühbirne, aus Morgans Meisterbüro. „Der alte Rudik hat sich endlich zur Ruhe gesetzt“, sagte er, „und ich bekomme seine Stelle an Ofen vierzehn. Jetzt habe ich einen eigenen Ofen.“

Ich freute mich natürlich darüber. Endlich war sein Wunsch in Erfüllung gegangen.

„Du wirst mein zweiter Mann“, sagte er. „Du mußt an meinem Ofen abstechen.“

„Augenblick mal“, sagte ich und versuchte mir einzureden, ich hätte nicht richtig gehört. „Du meinst, *ich* sollte *abstechen*?“

„Natürlich. Du hast mir oft genug zugesehen. Nimmst du die Stelle an, ja oder nein?“

„Warte mal . . .“, sagte ich zögernd. Dann erklärte ich großspurig: „Klar, mach' ich.“

Ich zog mir den Asbestrock an und setzte mir die rote Brille und den Helm auf. Ich hatte ein Gefühl, als ob mir Quecksilber im Magen herumrolle. Wie oft hatte ich Steve beim Abstechen zugeschaut! Jetzt aber hatte ich alles vergessen. Ich fürchtete nicht nur, Stahl im Werte von zehntausend Dollar danebenfließen zu lassen, sondern machte mir auch beträchtliche Sorgen um mein kostbares Ich.

Ich füllte den Vorrat auf: eine Tonne Mangan, um den Stahl zäh zu machen, Aluminium und Silizium, die den Sauerstoff her austreiben und dem Stahl die gewünschte Beschaffenheit geben sollen. Morgan war als Schmelzmeister für die Genauigkeit der chemischen Zusammensetzung verantwortlich. Er sagte Steve, was wir noch brauchten, ich holte es und mußte es dann in die Pfanne schaufeln.

Steve nahm einen kleinen Löffel mit einem langen Griff, stieß ihn durch die offene Ofentür, wartete, bis er von der oben schwimmenden Schlacke überkrustet war, und schob ihn dann tiefer hinein, um eine Probe geschmolzenen Stahls herauszuholen. Diesen goß er in eine Form. Er kühlte ihn mit Wasser ab und schlug mit dem Hammer darauf, bis er zerbrach. An der Bruchstelle konnte er erkennen, ob der Stahl schon zum Abstechen fertig war, mußte aber die Zustimmung des Laboratoriums abwarten.

„Los! Aufbrennen!“ schrie Steve, als die Zustimmung eintraf.

Ich ergriff den Schmelzbrenner, ein Kratzeisen, eine Abstechschaufel und holte mir einen dritten Mann, einen Neuling.

Ich brüllte so lange zum Kranführer hinauf, bis er mir eine Zweihundert-Tonnen-Pfanne heranbugsierte — — groß genug, mindestens hundert verschrottete Autos zu fassen — — und stellte sie unter die Rinne von Nummer vierzehn. Der dritte Mann brachte mir die verlangten Werkzeuge. Die Leute standen respektvoll hinter mir und taten, was ich anordnete. Jetzt mußte ich zeigen, was ich konnte. Es war aber gut, daß die Leute nicht das weiße, von kaltem Schweiß bedeckte Gesicht unter meinem Helm sehen konnten.

Ich schaute in das Stichloch und stocherte mit meinem Kratzeisen daran herum. Dann kam der große Augenblick. Ich biß die Zähne fest zusammen und rammte den Schmelzbrenner in das Stichloch.

Der Rauch kräuselte sich warnend um mich. Ich erstickte beinahe, rammte den Schmelzbrenner aber tiefer hinein, bis Funken aus dem Stichloch flogen. In der Hitze krümmte sich das Drahtnetz an meinem Helm. Ich stieß weiter. Es zischte tosend auf, Feuerwerk umsprühte mich, ich fiel zurück und verlor mein Instrument in der weißglühenden Sintflut. Steve hatte mich im letzten Augenblick vom Loch zurückgerissen. Ich hatte zwar Todesangst ausgestanden, aber trotzdem nicht mitten in meiner Arbeit aufhören wollen. Ich hatte mehr darauf geachtet, den Flußstahl aus dem Ofen zu lassen, als mich rechtzeitig vor ihm davonzumachen.

„Toll, großartig!“ murmelte Steve und sah befriedigt zu, wie der Stahl abfloß. Es war ein guter Abstich; das Metall floß so unbehindert wie der Niagara. Steve stieß mich in die Seite und zeigte auf die weiße Glut, welche die Halle in ein reinigendes, lauterer Licht tauchte.

„Die reinste Hölle, was?“ sagte er.

Ich begann, das Mangan, Silizium und Aluminium in die Pfanne zu schaufeln, und fand, daß mir das Schaufeln ein sonderbares Vergnügen bereitete. Jemand kam und half mir. Als wir fertig waren, sah ich auf, um ihm zu danken. Es war Morgan, der Schmelzmeister.

„Ich muß noch daran denken, wie schwer es dir fiel, den Mangankübel da zu füllen,“ sagte er und spuckte in die Pfanne.

„Du alter Gauner“, sagte ich, „warum läßt du dich nicht endlich pensionieren?“

„Ich hab’ Angst, daß ihr elenden Schreiberstifte dann die ganze Halle abbrennen laßt“, sagte er grinsend.

Urgewalten im Stau- und Elektrizitätswerk



Da stand ich wieder einmal vor der mächtigen Staustufe, die unserem Strom die große neue Tiefe gibt.

Mit der Wucht und Strenge eines mittelalterlichen Kastells überbrückt sie auf granitenen Pfeilern die graugrünen Fluten der Donau; das Ganze ist aus Eisen, Stein, Glas und braunroten Ziegeln gefügt wie für Jahrtausende. Wie oft bin ich schon grolend an diesem Werk vorübergegangen; denn ich konnte die schöne Uferwelt nicht vergessen, die hier früher grünte und blühte. Und doch zieht es mich immer wieder hierher, und ich stehe, so wenig ich

mir das Technische im einzelnen erklären kann, vor solch einem *Bauwerk unserer Zeit* mit dem Staunen, mit dem man sonst nur Dombauten zu betrachten gewohnt war.

Es dämmerte noch wenig, aber schon flammte eine Lampenreihe über der Brücke auf. Auf ihr standen viele Menschen und blickten bewundernd auf die riesigen Vernietungen und Verstrebungen, die den eisernen Schutzplatten die Kraft verleihen, dem ungeheuren Druck der Wasserwogen standzuhalten. Ohne es eigentlich zu wollen, mischte ich mich unter die Besucher und ging mit ihnen durch die *erleuchtete Halle*, wo acht schwarze Gebilde stehen, Generatoren genannt, die mich an geharnischte Riesen oder an eiserne Türme erinnern. Ein junger Monteur in dunkelblauem Drill trug zwei messingblanke langgeschnäbelte Ölkannen an uns vorüber und bestieg auf gewundener Treppe den dritten Eisenturm. Einen anderen Arbeiter baten wir um Erklärungen; er suchte uns anschaulich zu machen, auf welche Weise in jenen Generatoren magnetische Felder entstehen und wie sich Wasserkraft in elektrische Energie verwandelt. Man mußte scharf zuhören; der ganze Raum dröhnt, surrt und zittert. Die Zahl der dunkelblau gekleideten Männer, die das gigantische Werk

bedienen, erschien mir klein, und alle haben etwas eigentümlich Stolz, Unbekümmertes, was niemand wundern darf; weiß doch jeder, daß es in seiner Macht steht, mit wenigen Handgriffen eine jener wuchtigen Schutzplatten und damit den Strom selbst samt seinen Schiffen zu heben und zu senken, wie es not tut. Ich glaube, diese Dunkelblauen sind gute Söhne der Zeit; keiner von ihnen will bemerkt werden, jeder nur an seiner Stelle stehen und seine Arbeit tun. Auch jene eisernen Erzeuger des elektrischen Stromes, die so gewaltig aussehen, gehorchen jedem lenkenden Griff; wo man das wenigste wahrnimmt, geschieht das meiste!

Ich glaube, es war nicht zu früh für mich, heute in das Innere des Bauwerks einzudringen. Es erscheint mir jetzt gar nicht mehr als Kastell, als eine Kampfburg; denn es verlangt gar nichts für sich zu erreichen, will einfach dienen, indem es Naturkräfte zu genauen Leistungen für andere anhält. Man sprach davon, daß eine weit entfernte Großstadt allabendlich von hier ihr Licht empfängt.

Nach und nach entfernten sich die meisten Besucher; ich wollte noch tiefer in *die Geheimnisse dieser rätselvollen Welt* eindringen und folgte deshalb mit zwei Familien einem älteren Monteur, der am Ausgang der Turbinenhalle die Führung übernahm. Wir unterschrieben einen Schein, der uns zur Vorsicht verpflichtete, und durften nun zwei Gebiete betreten, die sonst nicht zugänglich waren, den *Kommandosaal* und den Hochspannungsraum. Jener mit Marmor verkleidete Saal der Befehle umschließt wie eine Schädelkapsel *das Gehirn der gesamten Leitung*, und so gibt es in diesem großen Schaltwerk auch kein gleichgültiges Geschehen: ein rotes Licht glüht auf, leuchtet eine Weile und verlischt wieder, dann ein grünes, und man erfährt: das sind weither gesandte Signale. Oder ein Mann drückt auf einen Knopf, ein Zeiger rückt zu einer anderen Ziffer, und gleich steht unten eine Turbine still. Nach Zauberkabinett sieht hier alles aus; der Uneingeweihte würde Stunden brauchen, um nur einen Überblick zu gewinnen; mitzaubern aber dürfte er doch nicht, und so läßt er sich von dem Führer, der schon nach der Uhr sieht, gern weiterdrängen in das Gefängnis des Blitzes, den *Hochspannungsraum*.

Ein junges Mädchen, das mit seinen Eltern ging, konnte sich nicht entschließen, hier sofort einzutreten; sie blieb auf der Schwelle stehen, preßte blaß vor Erregung die Hand auf das Herz und wartete, bis ihr Vater sie am Arm her-einführte. Mir aber lag noch immer das Gesumme der Generatoren im Ohr; ich erwartete auch *in diesem Bezirk, den die bis jetzt größte Naturgewalt unaufhörlich durchflutet*, einiges Getöse; aber hier waltet Totenstille. Auch dem Auge drängte sich zunächst nichts auf; dann aber bemerkte man an den Wänden eine Menge von Röhren und Stangen, dazwischen Meßuhren und eine Art kräftiger glatter Bänder, die Linealen gleich nebeneinander hinlaufen, alle in den schönsten Glanzfarben, violett und weiß, gelb, grün und rosa. Die furchtsame Tochter sah enttäuscht umher wie wohl ein Kind, wenn es zum erstenmal in den Tiergarten kommt und den Löwen schlafend antrifft, anstatt daß er gerade einen Ochsen zerreißt. Reizend aber fand sie die farbigen

Bänder; solch einen rosa Lackgürtel habe sie sich längst gewünscht. „Das sind die Sammelschienen der elektrischen Ströme“, erklärte der Monteur; „der Farbenlack ist nur äußerlich, innen bestehen sie aus reinem Kupfer.“ Daß es genügen würde, eines dieser schönen Bänder mit dem kleinen Finger zu berühren, um nur noch ein Grabkleid zu brauchen, davon sprach er nicht; es war ihm zu alltäglich.

Am Ausgang nahm der Führer schleunigst Abschied; Entlohnung wies er zurück. Vor der Tür aber stand sein junger Sohn und meldete, es werde soeben ein Schiff durch *die Schleusenkammer* gelassen, er wolle uns das zeigen. Wir folgten dem dunkeläugigen, schlanken Knaben, der mich bald merken ließ, daß er schon wieder dreißig Jahre später geboren ist als sein Vater. Das berühmte Werk ist ihm keine geheimnisvolle Herzensangelegenheit mehr; sachlich nüchtern, fast gelangweilt beschrieb er verborgene Einzelheiten, und von dem Heben und Senken des Wasserspiegels sprach er nicht viel anders als von einem täglichen Spielzeug.

Welche Verwandlung aber geschah mit dem Buben, als wir uns der dem *Uferdamm* angebauten Steintreppe näherten! Ihre halben Stufen, abwechselnd rechts und links ansetzend, waren mir schon beim ersten Vorbeigehen aufgefallen. Unter einer Lampe beschrieb er mit Wonne die Einrichtung, die den Fischen das riesige Hindernis des Stauwehrs überwinden hilft. Zwischen je zwei steinernen Stufen entsteht ein Ruheraum, worin sich das herabschießende Wasser verfängt. Hier können die Fische dann immer wieder eine Weile rasten und gelangen so ohne sonderliche Mühe in das obere Stromgebiet. „Gern sehe ich in freien Stunden zu, wie sie, von Stufe zu Stufe schwimmend und springend, den Widerstand besiegen“, sagte der Knabe.

Wir gingen auf dem Damm noch eine Strecke zusammen; das andere Ufer und der halbe Strom lagen schon im Mondschein. Mein kleiner Begleiter warf plötzlich Steine hinab und wies auf eine kribbelnde Bewegung unten am *Staudamm*. „Das sind unsere Bisamratten. Aus Amerika hat man sie nach Böhmen gebracht, ihrer schönen Felle wegen. Die werden hier jedoch von Jahr zu Jahr schäbiger. Aber sie vermehren sich mehr noch als die Kaninchen und richten alles zugrunde. Dort unten entdecken sie jeden morschen Fleck und nagen bis in das Fundament hinein. „Wenn das noch lange so dauert,“ schloß er altklug, „geht uns das ganze Werk noch in Trümmer“. So kindlich sein Geplauder klang, es nötigte doch, an die Vergänglichkeit auch einer so unzerstörbaren Anlage zu denken. Könnte ihr nicht eine einzige technische Erfindung über Nacht allen Wert nehmen, fragte ich mich. Dann würden die schwarzen Generatoren, belächelt wie Ritterrüstungen, einst im Museum stehen ...

Ich sah zurück — — da stand das Wasserschloß lichtüberströmt in dem Dunkel der Nacht. Ein weißes Schiff mit gelber und blauer Laterne rauschte näher, es sah aus, als ob sein Spiegelbild im Wasser es trüge; es erinnerte noch einmal daran, *wie sich die Leistungen der kühnen Werkburg unablässig*

ergänzen: Um den Schiffsverkehr zu steigern, hatte man den Strom gestaut; das Zweite, die Erweckung der elektrischen Kraft aus dem nie aussetzenden Andrang der Gewässer, geschah eigentlich nur nebenher; aber gerade diese Kraftenergie hat dann unwälzend auf allen Gebieten und über weite Entfernungen sich ausgewirkt.

Hier werden *Urgewalten erzeugt und zugleich gebändigt.*

Der Marsch der Dämmerungsmänner

Fünf Uhr an einem kalten Septembermorgen. Es war noch nicht hell, und der Wind, der vom Dunkel des Meeres herwehte, fegte über die Gewölbe des Himmels und rieb die Sterne blank, daß sie heller glitzerten. Schweigen lag über dem *Bergarbeiterstädtchen*.

Und dann zeigte sich ein Schimmer in Hannah Braces Fenster, durchbrach zuckend Stille und Dunkel. Der Schimmer erlosch nicht. Zehn Minuten später öffnete sich die Tür, und die alte Hannah Brace trat aus dem Haus, hielt den Atem an, als der eisige Wind sie faßte. Sie trug einen Schal, genagelte Schuhe und eine ganze Menge von Unterröcken, die sie der Wärme halber mit Papier gefüttert hatte. Eine Männermütze auf ihrem Kopf verbarg das Gewirr angegrauten Haares. In der Hand trug sie einen langen Stock. Seit der alte Tom Calder an Lungenentzündung gestorben war, versah Hannah jetzt den Dienst des Weckrufers, und sie freute sich der kleinen Zubuße, die die Arbeit ihr in diesen schweren Zeiten brachte. Ihres Bruchs wegen ein wenig watschelnd, schritt sie langsam durch die Straßen, ein armes altes Bündel, klopfte mit dem Stock an die Fenster, weckte die Männer, die zur Frühschicht ins Bergwerk mußten.

Doch vor dem Hause Nr. 23 sparte sie sich das Klopfen. Es war nie nötig, im Haus Nr. 23 jemanden zu wecken. Hannah ging an dem beleuchteten Fenster vorbei, ging schotternd ihres Wegs, hob den Stock, klopfte und rief, rief und klopfte, verschwand im gestaltlosen Dunkel der Sebastopol-Street.

Im Haus Nr. 23 machte sich Martha in der kleinen Küche zuschaffen. Das Feuer brannte schon; das Essen dampfte; Würste bruzelten in der Pfanne. Gewandt warf sie ein blaukariertes Tuch auf den Tisch, deckte für eine Person. Sie trug ihre siebzig Jahre leicht, ja munter.

Sie musterte ihre Vorbereitungen, und alles war in Ordnung; ein Blick auf die Uhr zeigte: halb sechs. Mit leichten Schritten auf Filzpantoffeln stieg sie drei Stufen der Leiter hinan und rief zu dem Zimmer oben:

„David! Halb sechs, David!“

Dann lauschte sie mit schiefem Kopf, wartete, bis sie hörte, wie es oben sich regte — — Davids feste Schritte, das Plätschern von Wasser aus dem Waschkrug, Husten, das sich einige Male wiederholte.

Zehn Minuten später kam David herab, stand einen Augenblick beim Feuer und hielt die kalten Hände darüber; dann setzte er sich an den Tisch. Er trug Bergmannstracht.



Modernes Heimgebäude
in einem westfälischen Bergbau-Jugenddorf

„Ich habe dir Zimt in den Tee gegeben“, bemerkte sie. „Das wird deinen Husten in kürzester Zeit vertreiben.“

„Danke, Mutter.“

„Ich erinnere mich, daß es deinem Vater immer geholfen hat. Er hielt große Stücke auf meinen Zimttee.“

„Ja, Mutter.“ David schob den Sessel zurück, griff nach dem Schal, der auf der Herdstange hing. Den Rücken zum Feuer gewendet, wickelte er sich den Schal um den Hals, schnürte dann die schweren Stiefel zu, wobei er auf den Steinboden aufstampfte, damit sie behaglich säßen. Martha hatte seinen Proviant bereit, sauber in Pergamentpapier verstaут.

„Schön, Mutter“, sagte er, während er zur Tür schritt. Sie sah dem Sohn nach.

Undeutliche Gestalten schritten mit ihm in Kameradschaft: die Gestalten der Dämmerungsmänner. Ein gedämpftes Wort der Begrüßung: „Hallo, Tom“, „Hallo, Davey“. Zumeist aber Schweigen. Schwere Schritte; geneigte Köpfe; Atem, weiß vom Frost; hie und da der trübe Schimmer einer Pfeife; ein Vorwärtsschreiten in massiger Gruppe: Der Marsch der Dämmerungsmänner.

Vor der Quay Street ging David über die Straße, pochte an die Tür eines der Häuser. Ohne auf Antwort zu warten, drückte er die Klinke nieder, duckte den Kopf und trat ein. Auch diese Küche schimmerte im Feuerschein des Herdes. Und Sammy, bis aufs Zuzchnüren der Stiefel bereit, stand ungeduldig wartend inmitten des Raums, während Annie, seine Mutter, ihn aus dem schattigen Winkel neben dem Herd schweigend betrachtete.

„Du bist pünktlich, Sammy, mein Junge“, rief David fröhlich. „Ich hatte Angst, ich würde dich aus dem Bett ziehen müssen.“

Sammy grinste vor Erregung; dabei verschwanden seine blauen Augen beinahe. Er war nicht sehr groß für vierzehn Jahre, aber er ersetzte es durch Temperament; er bebte vor Begierde nach dem großen Abenteuer seiner ersten *Schicht unter Tag*.



„Er konnte gestern abend kaum einschlafen. Die ganze Zeit hat er daran gedacht“, sagte Annie näher tretend. „Seit einer Stunde hält er mich schon in Atem“.

„Nun ja, er sieht aus wie ein richtiger Bergmann“, entgegnete David lächelnd. „Ich habe Glück, daß er mein Wagenstößer ist, Annie“.

„Du wirst doch vorsichtig mit ihm sein, Davey?“ murmelte Annie leise vor sich hin.

„Oh, Mutter.“ fiel Sammy errötend ein.

„Ich werde auf ihn achten, Annie“, sagte David beruhigend. „Mach dir keine Sorge!“ Er blickte zu Annie hin. Ihre leichte Angst um Sammy, nur halb verborgen, ließ sie son-

derbar jung und unerfahren erscheinen. Wie tapfer sie war!

Sammy, schon an der Tür, drückte energisch auf die Klinke. Und David folgte ihm mit einem raschen Lebewohl zu Annie. Die Straße hinab gingen sie Seite an Seite dem *Bergwerk* zu.

Und jetzt näherten sie sich dem *Bergwerkshof*. Sie machten einen kleinen Umweg, um Lastwagen auszuweichen, und gingen dann weiter, ein Teil des langsam dahinziehenden Stroms von Männern. Über ihnen, aufragend im Dunkel, erhob sich das neue *Förderwerk* des Neptune-Bergwerks, höher als früher, beherrschte die Stadt, den Hafen, das Meer. David blickte von der Seite zu Sammy hin, dessen Gesicht jetzt schüchterner aussah wegen der Nähe des großen Ereignisses. Und David hielt sich jetzt dichter an den Jungen und begann zu ihm zu sprechen, um Sammys Aufmerksamkeit auf andere Dinge zu lenken.

„Am Samstag werden wir fischen gehen, Sammy, du und ich. Der September ist immer ein guter Monat dazu. Wir werden im Wäldchen ein paar Köder holen, und dann gehen wir fischen. Hältst du mit, Sammy?“

„Ja, Onkel Davey“, sagte er mit eifrigen, aber doch zweifelnden Blicken auf die Schachttürme.

„Und wenn wir zurückkommen, Sammy, laß ich mich hängen, wenn ich dich nicht mit Limonade bewirte.“

„Ja, Onkel Davey.“ Der Blick war noch immer gebannt auf die *Schachttürme*. Und dann, ein wenig überstürzt: „Es ist recht dunkel, wenn man hinabfährt, nicht wahr?“



Aus der Mußezeit im Bergbau-Jugenddorf 55

David lächelte aufmunternd. „Aber gar keine Rede, kleiner Mann, und auf jeden Fall wirst du dich bald daran gewöhnen. Mitsammen überschritten sie den Hof, erstiegen mit den anderen die Treppe zum Förderkorb. David geleitete seinen Schützling sicher durchs Gedränge in den großen stählernen Käfig. Sammy drängte sich jetzt sehr eng an David, und innerhalb des Korbes suchte seine Hand Davids Hand.

„Fällt er rasch?“ flüsterte er, mit einem Klumpen in der Kehle.

„Nicht so arg“, erwiderte David flüsternd. „Halte bloß beim erstenmal den Atem an, mein Junge; dann ist es gar nicht so schlimm.“

Schweigen. Die Stange klirrte. Wieder Schweigen. Der Klang einer fernen Glocke. Da standen die Männer, aneinandergedrängt *im Korb*, aneinandergedrängt im Schweigen und Dunkel der Dämmerung. Über ihnen ragten die Schachttürme des Bergwerks, beherrschten die Stadt, den Hafen, das Meer. Unter ihnen lag das verborgene Dunkel der Erde. Der Korb fiel. Er fiel plötzlich, rasch, ins verborgene Dunkel. Und das Geräusch seines Falls stieg auf aus dem Dunkel wie ein großer Seufzer, drang empor bis zu den fernsten Sternen.



Clubzimmer der Jungbergleute 1955

Nordsee bei Sturm

Nächtliche Gesichte des Seemanns Gorch Fock an seinem Schreibtisch

Ich habe noch niemals Schlaf finden können, wenn der Sturm unterwegs war. Auch heute schnaubt er wieder um alle Häuser, braust durch alle Wanten und Taue und heult vor allen Türen. Gestöhn, Gepfeif. Das Hallo des wilden Jägers dazwischen, Gekreisch, Ächzen. Die hohen starken Bäume schwanken wiegend hin und her. In wilder Hast drängen zerrissene weiße Wolken über den tief-schwarzen Himmel. Und ich muß untätig wachen; Lesen und Schreiben ist mir zuwider. Nur nichts sehen, nichts sagen, nichts tun, — bis die Luft wieder still geworden ist!

Geduckt hocke ich da und starre zu der ausgestopften Möwe hinauf oder nach der Nordseekarte hinüber, die ich an der Tür festgenagelt habe. Die Möwe, an einem Bindfaden aufgehängt, schwebt geheimnisvoll im Kreise, durch die Windstöße bewegt, als seien ihr Leben und Schwingenkraft zurückgekehrt. Die Seekarte aber, die die ganze Nordsee umfaßt, von Dünkirchen bis Stavanger und von Cuxhaven bis Peterhead, hängt in gespenstischer Dämmerung. An hellen Sommertagen, wenn die Strahlen der Sonne darüber hin-

spielen, kommt es mir vor, als segelten rötliche Segel, als wehten bunte Flaggen, als tanzten glänzende Schiffe. Heute aber ist mir, als glühten überall Augen auf, die Lichter der Feuertürme, der Leuchtschiffe, der treibenden Dampfer; als irrten Notfackeln umher.

Das Gejaul des Windes hat sich noch verstärkt. Wie mit Bärenatzen schlägt er gegen die Scheiben. Die ganze Nordsee wird vor mir lebendig. Wie Kometen wandern die Lichter umher, ruhelos. Wie Sternschnuppen schießen die andern vorbei. Rote, gelbe und grüne Lichter. Die Blitzfeuer der Weser, die Blinkfeuer der Elbe!

Bilder tauchen vor mir auf, die ich im Sturm der Nordsee einst gesehen, *Worte* vernehme ich, die ich früher dort gehört habe

Da hart hinter der Alten Liebe zu Cuxhaven liegen sie wie hungrige Wölfe, die stärksten Seeschlepper, zum Sprung bereit, alles unter Dampf und Ölzeug. Ein Zeichen nur: Notfeuer oder Notschuß, und die Rotte stürzt langhalsig, fauchend in die Nacht hinaus.

Gewiß Die Möwen hatten schon gestern geschrien: Raffen, raffen, raffen! Aber Jan Holm aus Tönning, der mit seiner Eiderjacht auf Bremen steuerte, hatte an Frachten und dergleichen gedacht und sich nicht daran gekehrt. Jetzt ist es so steif, daß die Segel nicht mehr geborgen werden können. Der Großmast geht über Bord. Zum Raffen ist es zu spät! —

Sieh wie die holländische Tjalk rollt! Dennoch klingt fröhliches Lachen aus ihrem Bauch. Die Kinder des Hollandsmanns, auf See geboren, kümmern sich wenig um das Wetter, sie spielen Versteck. Aus jeder Kojelacht ein Fuchsgesicht

Da ist auch ein Vater mit seinen beiden Söhnen draußen. Der Wind war schneller als ihr altes Fahrzeug. Sie müssen das schwere Wetter bestehen. Die Drei sind im tiefsten erregt. Sie passen scharf auf, und bricht eine See nach der anderen platschend, schwer prallend über Steven und Setzbord, läßt keiner den andern aus den Augen. Immer haben sie sich dagegen gewehrt, sich zu trennen. Auch die Mutter hatte das starke Herz und konnte es ertragen, all ihre Freude auf *einem* Schiff dem Meere preiszugeben. Die Nachbarn hatten dem Alten oft gesagt: Wag nicht zu viel, behalt einen von den Jungen bei dir, den andern laß anderswo fahren; aber das hatte nicht geholfen See auf See wälzt sich heran. Die Dünung steht gefährlich. Fünf Stunden stecken sie schon im Ölzeug und in den großen Seestiefeln. „Fastholn!“ so ruft der Alte jedesmal, wenn er eine große See herankommen sieht. Wenn nur die Masten halten, wenn nur die dreifach gerafften Segel nicht bersten, wenn nur die Luken nicht eingeschlagen werden.

„Fastholn!“ Die Finger verklammern. Der Ewer kann jeden Augenblick koppeheister schießen. Der ältere Sohn will den Anker und die ganze Kette auswerfen, damit das Fahrzeug Grundfestigkeit gewinne und sich mehr auf der

Stelle halte. „Fastholn!“ Der Alte hat noch nie vor Sturm Anker gelassen. Die neue Mode paßt ihm nicht. „Voder“, sagt jetzt auch der jüngere Bruder, „wi komt anners nich mehr torecht!“

„Fastholn!“ Der Alte fährt auf. „Voder, Voder, besinn di! Let uns den Dragen utsmieten!“ „Nee!“ Eine große Woge wühlt heran. Jeder greift nach Tau und Wante. Der älteste Sohn hebt an: „Voder, ob du wollt oder ne: ick doht!“ Der Alte zerrt am Südwester. „Ick wull di wiesen, wer an Bord Herr is!“ Aber des Jungen Entschluß steht fest. „Dornoch geiht et nich, Voder. Düsse Nacht nich! *Ick doht for Mudder! Komm, Rudl!*“

Und die beiden Brüder stampfen durch Gischt und Schaum nach dem Steven. Der Alte bleibt allein beim Ruder und hört durch den brausenden Lärm, wie die schwere Kette durch das Klüsenloch donnert.

Als es Morgen werden will, liegen sie zwischen Helgoland und der Düne. Todmüde werfen sie sich in die Koje und schlafen.

* * *

Die können schlafen, und ich muß hier wachen! Ich halt' es hier nicht länger aus! Ich will meinen Rock anziehen und nach dem Ufer hinuntergehen und mir den Sturm durch die Haare blasen lassen.

